

Versprengt zwischen liegenden Grabplatten, kleine schwarze Steinkreuze in Dreiergrüppchen. Von weitem wirkten sie auf mich wie größere Morcheln. Wir gingen langsam unter den Eichen durch, hier und da las ich Wilhelm einen Namen vor, der ihm aber nichts sagte. Er wurde wieder einsilbig, ich vermute, dass er empfand, was er, bei allem Unglück mit seiner linken Hand, für ein Glück hatte, nicht seit über achtzig Jahren auch irgendwo unter diesen Bäumen begraben zu liegen. Die meisten waren keine 25 geworden. Fast keiner hatte mein Alter erreicht, nur der ein oder andere Reservist. Ich war zuvor noch nie auf einem Soldatenfriedhof gewesen. Lauter tote Männer, das Gegenteil vom Gottesacker eines Nonnenklosters wie Altenberg. Der Glaube der meisten, die hier lagen, war, zumindest bis zur Anreise in die Gräben, wahrscheinlich zweifach ausgerichtet gewesen, auf die Nation und auf den Kaiser. Der Kaiser dankte ab, kaum dass die letzte Kugel geflogen war. Die Nation aber hatte irgendwie überlebt, verhärtete sich erst noch mal nach innen, artete dann unfassbar aus, zettelte den nächsten Weltkrieg an, verlor ihn diesmal in apokalyptischer Deutlichkeit, wurde zwangsläufig gespalten, vereinigte sich dann aber wieder und ist heute relativ artig. Die Bundeswehr, dachte ich, ist bald nur noch doppelt so groß wie die Zahl all dieser Rekruten, die nur allein in Flandern fielen. Ich fand das beruhigend. Das alles nur wegen der Marine, sagte Wilhelm. Wegen der Marine? Der U-Boot-Krieg, ergänzte er seinen Gedanken, Zeebrügge, das war die Basis. Von da aus habe die kaiserliche Marine den Briten das Seeleben schwer gemacht. Die Briten wollten unbedingt die Hoheit über Flandern. Der nördlichste Abschnitt der Siegfriedlinie, im neutralen Belgien, habe aus deutscher Sicht vor allem den Sinn gehabt, die Briten von Zeebrügge fern zu halten. Selbst als die Marine kaum noch was hergab. Ein Irrsinn. Unser Rundgang näherte sich wieder dem Eingangsbunker, wo Wilhelm sich, ein wenig erschöpft, müde halt, auf eine Bank setzte. Außer uns war niemand auf dem Friedhof, der mir fast wie ein Privatfriedhof vorkam. Wilhelm hatte die Sanduhr neben sich gestellt, benutzte sie, wie schon im Strandkorb, am Samstag in Blankenberge, einmal mehr als Armstütze. Er steckte sich eine Zigarre an, ich mir eine Zigarette. So saßen wir friedlich und

rauchten. Hätte er nicht auch geraucht, hätte ich es wahrscheinlich gelassen. Ich fand, er hatte hier eine gewisse Salonhoheit (obzwar im Freien), denn ich weiß ehrlich gesagt nicht, Babette, ob es sich ziemt, auf einem Friedhof zu rauchen. Wir schwiegen eine Weile. Direkt vor uns ein Spalier von Bronzetafeln mit über 16 000 Namen, dahinter, unter Eichen, unzählige weitere, kleinere Grabplatten, liegend, ab und zu solch ein kreuzhaftes Morchelertzett, ganz hinten die vier Skulpturen, hinter deren Rücken es donnerte, dunkel geworden war.

Das mit seiner Hand, sagte Wilhelm dann, ihre Abnahme, das sei kein Stabsarzt gewesen. Nein, nicht, fragte ich, wer denn? Ein Metzger, sagte Wilhelm. Er hieß so. Und war auch einer. Ein Metzger namens Metzger. Hilfssanitäter. Mit empfindlichem Gehör. Der habe ihn rausgeholt aus dem Dreck und ihm noch in der Nacht die Hand amputiert. Denn er, Wilhelm, habe nach dem Durchschuss im Unterarm und mit einem Granatsplitter im Bein (von dem ich hier zum ersten Mal hörte) geschrien. Wie einer am Spieß. Dann Ohnmacht. Dann Schreien. Und so weiter. Die Regel habe sich rumgesprochen: Wer nicht schreit, wird liegen gelassen. Hätte er nicht geschrien, hätte er wahrscheinlich seine Hand behalten. Kein Dürer, links, ha! Er lachte, trocken. Aber er habe geschrien, habe die Hosen voll gehabt, Angst wie nie zuvor und auch danach nicht mehr. »Jakob, das musst du mir glauben: wie nie zuvor und auch danach nicht mehr!« Die Vorstellung, halb ohnmächtig vor Schmerz, verletzt liegen bleiben zu müssen, zwischen denen, die heute hier lagen: ob ich mir das vorstellen könne? Ich versuchte es, Babette, und wehrte mich zugleich dagegen, betrachtete eine dunkle Wolke, die im Eiltempo herankam. Und Wilhelm weiter, rauchend, neben mir auf der Bank: Er habe um sein Leben geschrien, auch um seine Hand und die Vorstellung, dass er sie verlieren könne, wenn er liegen bleibe, zwischen all den Toten. Vielleicht werde er nicht gleich sterben, hatte er damals gedacht, mit dem Durchschuss und dem Granatsplitter, beides tat irre weh und blutete stark, aber es könne Stunden dauern, bis zum nächsten Tag vielleicht, bis ihn einer finde, egal wer, einer von uns oder einer von denen ihn finde zwischen all den Zerrissenen rings um ihn herum, den Hirnlosen und denen ohne Bauch oder Beine,

egal, wer ihn finde. Aber bis zum nächsten Tag könne es dauern. Hatte er damals gedacht. Einfach aufstehen, irgendwie, konnte er nicht, sein rechtes Bein weigerte sich. Und dann die Angst vor Minen und Scharfschützen, auch hatte er die Orientierung verloren, wusste gar nicht, wohin. Dazu die Angst vor Wundbrand, davon hatte er gehört. Zwölf Stunden im Dreck, zwischen toten Leibern und die nackte Angst. Die vor allem. Und diese ausstehende Nacht. Im Schlachthaus unter freiem Himmel. Im Schlachthaus seiner Generation. Das gebe Wundbrand. Das sei ihm klar gewesen, sagte Wilhelm.

Erst habe er nur gewimmert, eingestimmt in den Chor der Versehrten. Dann gejault, wie einige andere, ein paar Meter weiter, die aber allmählich verstummten. Dann habe er geschrien. Wie am Spieß. Ohne Übertreibung. Ob ich wisse, was Schmerz sei? Wirklicher Schmerz. Und ob ich wisse, was das Grauen sei? Absolutes Grauen. Eine fahle Mondnacht. Eine Mainacht im Gewand des November. Keine Nachtigall, kein Uhu, nicht mal ein Käuzchen. Nur Stille, die drückender und drückender wurde. Und hier und da noch ersterbende Laute. Dreisprachig. Und doch, als ob es ein Esperanto des Schmerzes gebe. Die sich anbahnende Stille sei das Schlimmste gewesen. Schlimmer als die Schmerzen in seiner Hand und im Bein. Ob ich mir das vorstellen könne? Wollte Wilhelm wissen. Ich versuchte es, Babette, so gut es ging. Dann sei er wahnsinnig geworden, sagte Wilhelm. Er habe nur noch geschrien. Bis ihn dieser Metzger fand. Zum ersten Mal in seinem damals noch jungen Leben sei er wahnsinnig geworden. Ein Zustand übrigens, den er bis heute nicht ganz losgeworden sei, nur habe es wohl noch keiner bemerkt. Weder Margarethe noch ich. Dann fragte er mich auf den Kopf zu, ob ich ihn für wahnsinnig halte. Nein, sagte ich. Eher im Gegenteil. Für mich sei er, immer, ein Ausbund an unbeugsamer Vernunft gewesen, einer mitunter skurrilen vielleicht, aber dennoch einer klar erkennbaren Vernunft. Selbst jetzt, wo er sich mir hier derart anvertraue. Ich wollte ihn beruhigen. Da fing Wilhelm plötzlich zu weinen an. Babette. Am Samstag, im Watt, hatte er ein paar dezente Tränen vergossen. Noch nie aber habe ich Wilhelm richtig weinen sehen, heulen, Rotz und Wasser. Es sah zum Erbarmen aus, wie ein

82 Jahre währender Tränenstau. Ich legte meinen linken Arm um ihn, eine ungewöhnliche Haltung für uns beide, aber sie ergab sich nun wie von selbst. Womöglich war das alles doch zu viel für ihn. Langemark, damals. Und Langemark, heute.

Die Wolke war größer, als ich dachte. Und auch größer, als ich erhoffte. Fast wurde es zwei Stunden früher dunkel. Dabei war es erst halb acht. Eine meteorologische Zeitumstellung. Alles wurde fahl. Wenn du, Babette, Wilhelm gesehen hättest, wärest du erschrocken. Und das nicht wenig. Er zitterte, schaute mich an wie ein junger Mensch in Greisengestalt. Seine Augen wechselten, so hastig er konnte, von meinem linken zum rechten, als suche er etwas darin. Sein Mund war halb geöffnet, er war außer Atem. Dann ließ er seine Zigarre fallen und griff nach meiner rechten Hand. Noch immer meine Augen musternd, sagte er, ich müsse dich, Babette, unbedingt halten. Er kenne dich zwar nicht, worauf er schwach lächelte und sich verbesserte: noch nicht. Aber eine Frau mit so vielen Primzahlen, das sei das pure Glück. Er wurde etwas ruhiger, wandte den Blick ab, hielt aber noch immer meine Hand, fest, erstaunlich fest, sagte dann, eine Frau wie dich, Babette, zu halten, das müsse mir wichtiger sein als selbst noch meine Arbeit. Er wolle mir nicht reinreden, aber er spüre einfach, dass du wertvoller seist als alles, was mir jemals an genialen Gedanken zum *Werther* in den Sinn kommen könne. Er hatte sich wieder gefangen, Babette, ähnelte dem alten Wilhelm, den ich kenne, seit ich ihn kenne. Er reckte kurz das Kinn, um seine Halshaut zu spannen, räusperte sich, rasselte ein wenig, bat mich, die Zigarre aufzuheben, er werde alt – lachte trocken –, langsam sei das nicht mehr zu verbergen. Dennoch, sagte er, eine Frau wie dich, Babette, die müsse man hegen und pflegen, für die müsse man etwas tun, bevor andere es täten. Egal, ob ich an einem *Werther*-Essay feile oder an was auch immer, wobei er mich prüfend ansah. Ja, doch, klar: Er wisse schon lange, dass ich da an noch etwas anderem herumschraube, schriftlich, intellektuell. Aber selbst dafür dürfe ich dich, Babette, nicht opfern, fallen lassen oder hergeben. Dann nahm er mich erneut ins Visier, ob ich dir jemals die Tabuworte gesagt hätte? (Das sagte er zwar nicht so, wie es hier steht, aber du verstehst, was er meinte...)

Babette. Wenn du meinen Zeilen bis hierher gefolgt bist, siehst du es vielleicht ähnlich wie ich: Wir fuhrten Achterbahn. Rauf und runter. Logik und Emotion. Bauch und Verstand. Geschichte und Gegenwart. Wilhelm insistierte nicht auf die Beantwortung seiner letzten Frage. Was mich übrigens wunderte. Ich hätte insistiert. Stattdessen wandte er sich den Bronzetafeln vor uns mit den über 16000 Namen zu. Er sei gerade etwas schlapp, daher möge ich doch bitte mal nachschauen, ob ich zwei, drei Bekannte von ihm fände. Ich solle 16000 Namen durchschauen, fragte ich, das könne Stunden dauern, Tage womöglich. Die seien alphabetisch geordnet, er habe das vorhin kurz überprüft. Das ginge sicher ganz rasch. Also stand ich auf, wie gesagt, Babette, es ist mir fast unmöglich, einem Hundertjährigen einen Wunsch abzuschlagen. Er nannte mir einige Namen, einige davon fand ich. Wilhelm kam herüber, stand hinter mir, wackelig, und kommentierte meine Funde, sagte etwa: Der Emil also auch, war ein guter Schachspieler, hatte beide Beine verloren. Oder: Der Franz, ein Bayer, der einzige, den ich je mochte, ein Cusanus-Kenner, starb also doch am Wundfieber. Wilhelm nannte mir auch eine Frau, die ich tatsächlich fand. Seltsam, Babette, aber sie trug deinen Vornamen. Wilhelm ergänzte, sie sei eine Lazarettschwester gewesen, gebürtig aus Mainz, sie habe nachts immer gesungen, wenn das Licht gelöscht wurde. Eine Stimme wie später die Callas, als Tosca. Erst gesungen, dann gesummt. Erst die Tosca gesungen, dann die Tosca gesummt. Manchmal auch die Arie der Königin der Nacht. Es habe Momente in seinem Leben gegeben, sagte Wilhelm, nicht in Bayreuth freilich, da habe er gedacht, dass er auch ein ganz ordentlicher Katholik hätte werden können. Sofern die Lahn woanders langgeflossen wäre.

Vor der Heimfahrt sollten wir unbedingt nach Ypern, sagte Wilhelm, als wir zum Freibeuter zurückgingen. Eine erstaunliche Stadt, die er schon lange mal besichtigen wollte. Kaum größer als Dillenburg, doch gegen die Tuchhalle sei das Münchner Rathaus mickrig, ein altes Vergleichsmuster, das er endlich überprüfen könne. Ich überlegte, wann Wilhelm jemals in München gewesen war. In Ypern wolle er gern Muscheln essen. Oder flandrisches Geflügel. Nachher. Aber erst müssten wir, wenn es mir nichts

ausmache, noch mal ein Stück zurück, nach Poelkapelle. Das sei er *den anderen* schuldig. Den Gegnern, den einstigen, gegen die er persönlich ja nie etwas gehabt hatte. Grabstättenvergleich interkultureller Art. Sozusagen. Also zurück. Nach Poelkapelle. Das war ja nicht weit, Babette. Nur ein paar Kilometer. Mal sehen, sagte Wilhelm, wie die Konkurrenz sich so eingerichtet hat.

Ich stellte den Rover gegenüber dem Eingang, auf der anderen Straßenseite, ab. Direkt davor ließ sich schlecht parken. Auch hier war, sozusagen, nichts los, jedenfalls waren keine Besucher da, außer uns. Ich hakte Wilhelm unter und führte ihn hinüber. Kurz musste ich an Elli denken, damals vor Susas Haus. Susa, die nun auch tot ist. Unglaublich, was ich da gelesen hatte, Babette, Tags zuvor. Es schob sich nun wieder einfach so zwischen meine Eindrücke. Ich konnte es noch immer nicht fassen. Eine hohe Mauer umschließt das Gelände des *British Cemetery*, hinter dem schmalen Eingang tat sich eine sehr große Fläche auf, baumlos. Wie ein Meer aufrechter weißer Zinnsoldaten, in Reih und Glied: Tausende von Grabsteinen. Die Gestaltung der Anlage war das komplette Gegenteil ihres Pendant in Langemark. Hätten wir nicht gewusst, wer wo begraben lag, Deutsche oder Briten, hier oder dort, so hätten Wilhelm und ich genau andersherum getippt. Dieser *British Cemetery* erschien uns durch und durch preußisch, der deutsche Soldatenfriedhof hingegen hatte vergleichsweise den Charme eines englischen Parks. Vielleicht aber auch nur eines Pilcher-Parks. Wir sind, nein: *ich bin* ja vor keiner Verwirrung gefeit. Als hätte Wilhelms Schwächeanfall vorhin das Gewitter halbwegs aufgehalten, war der Abendhimmel direkt über uns für einen Moment lang noch wunderbar blau. Die Sonne hatte sich hinterm Wolkengedräu versteckt, das sich drüben, über Langemark, nun gewaltig auftürmte. Wilhelms Sanduhr, auf deren Dabeisein er auch hier bestand, trug ich nun, ihn zudem leicht stützend. Wir gingen, nachdem ich einen Blick auf die Tafel am Eingang geworfen hatte, ein paar Meter auf das Gelände, blieben dort stehen und schauten auf diese zackige Ordnung, schmucklos, bar jeder Poesie. Eher Verdun als Langemark, wenn auch kleiner. Immerhin doppelt so groß wie der Friedhof, den wir zuvor be-

sucht hatten. Etwa 7 500 Gefallene lagen hier. Über 6 000 davon namentlich unbekannt. Briten, Kanadier, Australier, Neuseeländer, Südafrikaner und, sagte ich, wenn ich das richtig gelesen hätte, acht Neufundländer. Darüber mussten wir beide unwillkürlich grinsen, es klang einfach, als hätten die ihre Hunde noch mitbegraben. Ich verkniff mir aber zu sagen: *nur* 7 500. Für jeden war ein Grabstein errichtet worden. 7 500 Grabsteine in Reih und Glied, mehr als eine Kompanie, eine halbe Division, wenn ich nicht irre. Wilhelm sagte, nicht so verlogen wie bei uns. In Langemark könne man meinen, das Ganze sei begründet in einer Naturkatastrophe. Dagegen sei das hier doch ganz ehrlich, aufrichtig militärisch. Mir schien, als freunde er sich posthum mit seinen Gegnern von einst an. Ich fragte ihn, ganz spontan, ob er meine, dass einer der Grabsteine auf einen seiner Schüsse oder Granatenwürfe zurückzuführen sein könne. Das wisse er nicht, sagte er ohne jede Empörung, genauso wenig, wie er wisse, ob hier derjenige liege, der ihn damals traf. Ein paar Granaten habe er geworfen, aber er sei nie ein guter Werfer gewesen. Außer vielleicht von flachen Steinen, die übers Wasser hüpfen. Und geschossen habe er eher blindlings, in die Richtung, die andere, ohne was zu sehen. Zu einem Nahkampf sei es gar nicht gekommen. Den hätte er auch sicher verloren, sagte er, sein Mordinstinkt sei unterentwickelt. Dann wunderte er sich über die Fläche in Front der Grabsteinausrichtung. Die sähe aus wie der Strafraum eines übergroßen Fußballfeldes. Wir gingen näher heran. Über Langemark donnerte es nun.

Ich fand seine Beobachtung, Babette, sehr treffend. Vorne, auf Seitenhöhe des Eingangs war durch Markierungen und die Einlassung von Steinen in den Boden eine Fläche definiert, die in der Tat an den Strafraum eines Fußballfeldes erinnerte. Statt des Tores ein großer Altar im Freien, davor, unter Wahrung des Abstands eine Art 16-Meter-Raum, hier waren es vielleicht 25. Die vier Ecken des *Strafraums* wurden von runden Steinornamenten markiert, die wiederum durch ihre Schraffierung an Fußballbälle denken ließ. Sehr merkwürdig das Ganze. Als würde ein steinernes Meer von Toten auf ein Tor zustürmen, in dem nicht mal ein protestantischer Papst halten könnte.